

THEATER

WELTERFOLG

Meuterei auf der „Caine“

Sie sind entlassen, Commander“, sagt Captain Blakely, Vorsitzender eines Marine-Kriegsgerichtes der USA. Erstarrt blicken Richter, Verteidiger, Ankläger und Angeklagter auf eine Menschenruine im Zeugenstuhl, auf Philip Francis Queeg, ehemaligen Kommandanten des amerikanischen Minensuchzerstörers „Caine“. Die Totenstille auf der Bühne und in den Zuschauerreihen wird nur vom Klackern der Stahlkugeln, mit denen Queegs Hände verkrampft spielen, gespenstisch unterbrochen.

Dann begreift der Kommandant endlich. Wie ein Mann, den in der nächsten Sekunde der Schlag treffen wird, stemmt er sich schwer aus dem Stuhl hoch und verläßt verkrümmt, mit irren Augen und stöckerigem Schritt den kahlen Saal. Der angeklagte Erste Offizier der „Caine“, Stephen Maryk, ist freigesprochen, der Hauptbelastungszeuge, sein Kommandant, ist der in Wahrheit Gerichtete. Maryk durfte dem Kommandanten Queeg, als der am 18. Dezember 1944 die „Caine“ im Kern eines Taifuns vor den Philippinen um ein Haar zum Kentern gebracht hätte, nach den Regulationen der US-Navy das Kommando entziehen und es an seiner Stelle übernehmen.

Das Abtreten des Kommandanten Queeg ist der Höhepunkt des Bühnenstückes „Die Meuterei auf der „Caine““ von Herman Wouk, das der Autor nach seinem eigenen Bestseller-Roman (SPIEGEL 46/1952) schrieb. Es geht dieser Tage in drei deutschen Großstadt-Theatern zugleich über die Bühne: Im Hamburger Thalia-Theater (Regie Leo Mittler), in den Münchener Kammerspielen (Regie Hans Schweikart) und im Frankfurter „Theater am Zoo“ (Regie Fritz Rémond).

Seit Zuckmayers „Des Teufels General“ hat es kaum ein Stück gegeben, das so ins Schwarze des unverarbeiteten Hauptproblems unzähliger Deutscher trifft: Wann darf (oder muß) ein Befehl verweigert werden? Wo setzt das Recht (oder die Pflicht) zur Meuterei ein, in dessen Verlängerung das Recht zum Hoch- und Landesverrat steht?

Mit dem ihr eigenen Humor hat es die Zeitgeschichte nun allerdings dahin gebracht, daß die „Meuterei auf der „Caine““ den Deutschen 1954 eine Antwort gibt, die derjenigen Zuckmayers in „Des Teufels General“ von 1947 einigermaßen entgegengesetzt ist. Dort verurteilte und reinigte sich Fliegergeneral HARRAS durch Selbsthinterziehung, weil er in loyaler Gehorsamkeitserfüllung gegenüber einem verbrecherischen Oberbefehlshaber, der Volk und Staat ins Verderben steuerte, nicht gemeutert hatte. Hier aber, bei Herman Wouk, wird zu guter Letzt ein Mann moralisch hingerichtet, weil er die Absetzung eines Kommandanten, der Schiff und Mannschaft mit hoher Wahrscheinlichkeit wenige Minuten später in den Tod gefahren hätte, inszeniert hat.

Denn das Stück endet nicht etwa mit dem Freispruch des Leutnants Maryk. Der Autor serviert dem gerade aufatmenden Publikum vielmehr als Nachspiel noch eine kleine Feier des Sieges der jungen Offiziere der „Caine“ über ihren „toten“ Tyrannen Queeg. Auf eben dieser Feier bringt der Verteidiger Greenwald, der alle Zeugnisaussagen gegen den Leutnant Maryk in raffinierter Weise erschüttert, die psychiatrischen Sachverständigen lächerlich ge-

macht, den Kommandanten Queeg gegen die Expertenaussagen doch als einen Psychopathen hingestellt und seinen Mandanten freigepaukt hat, einen verblüffenden Toast aus: er schützt dem geistigen Vater der Meuterei, dem Nachrichtenoffizier und Schriftsteller Keefer, dem selbstgefälligen Intellektuellen, ein Glas Sekt ins Gesicht.

Begründung: Er, Greenwald, habe den anständigen, aber tumben Jungen Maryk nur freigeschaukelt und unter äußerstem Ekel vor seiner eigenen Aufgabe den alten Queeg fertiggemacht, weil er Keefer, den eigentlichen Verbrecher, nicht habe auf die Anklagebank ziehen können.

Er, Greenwald, sei Jude. Ihn und seine alte jüdische Mutter hätten vor den Nazis und den Japsen jahrelang nicht Intellektuelle wie Keefer geschützt, sondern eben

tische Philosophie setzt den Schlußpunkt. (Vor Tische las man anders.)“

Jacobis Kollege von der „Frankfurter Rundschau“ aber sieht gerade im Freispruch der „Caine“-Verhandlung die Rechtsfertigung der 20.-Juli-Gesinnung: „So schwer auch den Richtern dieser Spruch fällt: wir in Deutschland begrüßen ihn mit besonderer Genugtuung, da sich uns verständlicherweise eine nahe politische Parallele aufdrängt. Vor unserem Auge stehen die Auführer des 20. Juli vor Gericht, die auch nichts anderes wollten, als einem Wahnsinnigen das Steuer entreißen...“

Das Siegesfeier-Nachspiel beachtet der „Rundschau“-Kritiker nicht. Er achtet auch nicht darauf, daß die ursprünglich einfache und die Deutschen stark erregende Problemstellung — Unbedingter Gehorsam, auch wenn alles in die Brüche geht, oder selbstverantwortliche Gehorsamsverweigerung — durch mehrere dramaturgisch vorteilhafte Tricks des Autors ins Unklare verschoben ist.

Der erste Trick besteht darin, daß Kommandant Queeg gar nicht wahnsinnig ist. Er ist zwar „eine paranoide Persönlichkeit“**, aber eine, wie sie tausendfach in der Welt herumlaufen und ihren Dienst versehen, zwar nicht gerade zur Freude ihrer Mitarbeiter oder Untergebenen, aber auch nicht unbedingt zum Schaden ihrer Aufgaben. Nun kann zwar eine solche Persönlichkeit angesichts einer übermäßigen Aufgabe durchdrehen, aber das kann auch ein „ganz gesunder“ Mensch. Queeg ist im psychiatrischen Sinne weder krank noch steht — im Stück — fest, daß er im Taifun verrückt geworden ist



Sekt ins Gesicht: Keefer, Verteidiger Greenwald*

die alten Kommißknochen wie jener Queeg, der seine Haut und seine zerrütteten Nerven dabei riskiert habe.

Hier stießen fast alle deutschen Theaterkritiker an, die bisher Gelegenheit hatten, sich mit der Bühnenauffassung der „Caine“ auseinanderzusetzen. Das „Hamburger Abendblatt“ meinte: „Einen merkwürdigen Schluß hat dieses Stück. Da erscheint der unfähige Kommandant des Schiffes am Ende doch als ein Mann, der seine Verdienste hat, wenn es um einen Krieg auf Leben und Tod geht... Ein gerechter Krieg muß notfalls auch mit ungerechten Menschen geführt werden. so etwa sagt der Verteidiger. Das Ziel ist wichtiger als der Weg...“

Die Münchner „Abendzeitung“ zog das Fazit: „Sind nicht gerade die Queegs, die Mittelmäßigen, die Pedanten, die Gelerten, die Ungenialischen, die Kommißböcke, die Auswendiglerner, das Rückgrat gewaltiger Staatsapparate? Was würde in Notzeiten aus einem Vaterland ohne seine Queegs?“

Und Wolfgang Drews schrieb in der „Süddeutschen Zeitung“: „Es lebe die Manneszucht, die Disziplin, die bedingungslose Subordination; die militärische, die patrio-

oder das Schiff wirklich beinahe in den Untergang steuerte. Das schien den jüngeren Offizieren nur so.

Der Verteidiger stempelt Queeg zum Psychopathen. Doch ist er von der Wahrheit seiner Unterstellung nicht überzeugt, er arbeitet mit Tricks, um den harmlosen, sauberen Fischerjungen, der Queegs Erster Offizier war, zu retten. Dieser Stephen Maryk aber wäre als anständiger Mensch nicht auf die Idee gekommen, daß man einen Kommandanten absetzen könne, wenn nicht Keefer gewesen wäre, der Asphalt-schriftsteller, der an einem zersetzenden Roman über die Marine arbeitete. Keefer benutzte den Seekrieg, wie er ihn auf der „Caine“ erlebte, zu verantwortungslosen intellektuellen Experimenten mit der Wirklichkeit, die letztlich die Verteidigungskraft der USA in einem Kampf auf Leben und Tod unterhöhlen. Nur deswegen ist es mög-

* Karl Heinz Fiege und Erwin Linder in der Aufführung des Hamburger Thalia-Theaters.

** „Paranoia“ ist die griechische Bezeichnung für eine Geisteskrankheit, die in einem systematischen Wahn besteht. Ihre Ursachen liegen oft in der Auswirkung seelischer Nöte auf schwierige Charaktere. Als „paranoid“ werden Menschen bezeichnet, die zwar keine Paranoiker, also Kranke, sind, deren Typ aber Vorbedingungen dieser Krankheit aufweist.

lich, daß eine — für deutsche Ohren — fast faschistische Schlußfolgerung aus dem Ganzen dennoch wohlgefällig herauskommt, weil die Alternative und die Gegner in der Alternative unecht sind. Hätte Herman Wouk den Queeg eindeutig als Irren auf Kommandoposten hingestellt und ihm als Gegner einen Ersten Offizier aufgebaut, der nicht auf Einbläserien eines üblen Dritten, sondern aus eigener Verantwortung für das Schiff, die Mannschaft, den Krieg meutert, so hätte die Frage „recht oder falsch“ hart und eindeutig beantwortet werden müssen. Allerdings wären Wouk dann viele brillante Bühneneffekte entgangen, jene Effekte, die er meisterlich hinsetzt und die bereits das amerikanische Publikum mitrissen. An die deutschen Folgen seines Stückes und des Films konnte Wouk schwerlich denken, als Charles Laughtons Inszenierung der „Caine“ am Broadway die New-Yorker packte.

Die Amerikaner begeisterten sich an dem klugen Für und Wider, an der objektiven Darstellung aller Standpunkte, und das einigen Deutschen gefährlich erscheinende, von anderen wiederum bewußt bejubelte Ende kann ihnen in seinen mitteleuropäischen Konsequenzen kaum klargeworden sein. Bezeichnenderweise rühmte die amerikanische Kritik außer Technik und Dialog vor allem die Polyphonie der Meinungen in diesem Stück. Die US-Marine aber, die sich lange geweigert hatte, bei der Verfilmung Hilfestellung zu leisten, hängt, als der Film in New York anlief, am Broadway ein langes Spruchband auf: „Join the US-Navy — See the ‚Caine‘ Mutiny“ (Tritt in die Flotte ein — Sieh Dir die „Caine“-Meuterei an).

Sieben größere deutschsprachige Bühnen haben das Stück außer den dreien, die es schon spielen, mittlerweile angenommen: Berlin, Düsseldorf, Hannover, Nürnberg, Stuttgart, Wien und Zürich. Die Provinz wird mit Serien-Aufführungen folgen. Das Buch hat bisher eine Weltauflage von etwa fünfzehn Millionen erreicht. Es wurde in siebzehn Sprachen übersetzt. Der Film bringt in den Spuren des Romans volle Kassen, nachdem er in den USA von Anfang Juli bis Mitte August dieses Jahres an erster Stelle gestanden hat.

Gerade in diesen Wochen läuft er — gemeinsam mit dem Stück — in der Bundesrepublik an. Er ist noch verwirrender angelegt als die Bühnenaufführung und schwankt zwischen den Standpunkten wie die „Caine“ im Taifun. Gunter Groll, Filmkritiker der „Süddeutschen Zeitung“, sagte: „Rücksichten, Rücksichten . . . Die ‚Caine‘ ist ein Film, der vor lauter Rücksichten kaum laufen kann. Rücksichten auf das Prestige der US-Marine, auf die Antimilitaristen, auf die Freunde der Aufrüstung, auf die Feinde der Aufrüstung, auf die Gegner bedingungslosen Gehorsams, auf die Verfechter bedingungsloser Disziplin, schließlich auf den sogenannten Publikums-geschmack und gelegentlich sogar auf den zugrunde liegenden Roman.“

Auch Groll vermerkt aber, daß anders als der Film das Stück hinauschaukelt aus dem Unwetter der unbequemen Aspekte auf die glatte See der Disziplin um jeden Preis. Groll zieht folgenden Schluß: „Und dennoch war es Unrecht — denn Krieg ist Krieg und Befehl ist Befehl, und Gehorsam muß sein, selbst wenn der Führer (des Schiffes) wahnsinnig ist.“

Das US-Publikum beklatschte die Gehorsamspflicht. Es hatte das Modell des „gerechten“ Krieges noch vor Augen. Meuterer hätten ihm — wie der Verteidiger Greenwald sagt — die Niederlage gegen die Diktatur gebracht. Was das deutsche Publikum beklatscht, ist nicht eindeutig auszumachen.

Das einfache Rezept für doppelten Genuß



Ein wirklich einfaches Rezept, das die Freude an einem guten Whisky verdoppelt:

Füllen Sie ein kleines Glas etwa zur Hälfte mit Seagram's V. O. Canadian Whisky, atmen Sie das verlockend köstliche Bouquet ein . . . trinken Sie langsam in winzigen Schlucken. Genießen Sie den reinen, besonderen Geschmack, den prächtigen Duft und das milde Leuchten des feinsten kanadischen Whiskys. Danach mögen Sie vielleicht auch einen Schluck Soda — und Ihre Zufriedenheit wird vollkommen sein. Wie die Whisky-Kenner in aller Welt werden auch Sie feststellen:

Für einen Genuß von besonderer Art gibt es nichts Besseres als Seagram's V. O.

Seagram's V.O.
CANADIAN WHISKY

"In der ganzen Welt bevorzugt"

THE HOUSE OF SEAGRAM · WATERLOO · CANADA
DESTILLATEURE SEIT 1857

FERNSEHEN

POLITIK

Mit der Technik des Theaters

Die Kabinettsmitglieder versammelten sich kurz vor 19 Uhr in einem Nebenraum. Wie vor Beginn jeder Sitzung senkten sie ihre Häupter im Gebet, doch die andachtsvolle Stille wurde durch aufgeregte Rufe der Fernseh-Leute unterbrochen: „Noch zwei Minuten bis Sendebeginn.“

Zugleich mit dem Aufflammen der roten Sendelämpchen auf den drei Fernseh-kameras im Sitzungssaal drängten sich Präsident Eisenhower und die Mitglieder seines Kabinetts durch die Tür und nahmen ihre Plätze an einem großen sechs-eckigen Konferenztisch ein. So begann Ende Oktober — auf dem Höhepunkt der Wahlschlacht — in Washington ein Schauspiel, das bis dahin noch keine Regierung der Welt ihrem Volk am Fernsehschirm ge-

boten hatte: die Fernseh-Übertragung einer Kabinettsitzung.

Präsident Eisenhower hatte seine Garderobe sorgfältig in den Farben zusammengestellt, die auf dem schwarz-weißen Fernsehschirm so besonders gut „kommen.“ (dunkelblauer Anzug, hellblaues Hemd, dunkle Krawatte) und trug leichtes Make-up. Auch auf die Gesichter von Außenminister John Foster Dulles und Postminister Arthur E. Summerfield hatten die Fernseh-Maskenbildner eine bräunliche Schminke aufgetragen. Die anderen Kabinettsmitglieder wirkten vergleichsweise blaß. Gesundheitsminister Oveta Culp Hobby, die einzige Frau des Kabinetts, sah attraktiv aus in ihrem brandneuen Kostüm aus Pfeffer- und Salz-Tweed.

Was 50 bis 60 Millionen Amerikaner bis 19.30 Uhr an ihren Fernsehschirmen sahen, war die sorgfältig einstudierte Vorstellung einer politischen Laienspielschar.

Das Referat des Außenministers von den Vorgängen in London und Paris hörte sich nicht wie ein Rechenschaftsbericht vor einem Regierungschef und seinen Ministern an, sondern eher wie eine Aufforderung an die Zuschauermillionen, derjenigen Partei die Mehrheit im neuen US-Kongreß zu ge-